

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 29/1 (2002)

DOI: 10.11588/fr.2002.1.62268

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Darstellungen auf, beschränken sich ansonsten aber auf England, Italien, Frankreich, die Iberische Halbinsel und das Reich. Die Anordnung der Titel folgt im ersten Teil dem Erscheinungsjahr, im zweiten – übrigens nicht ganz konsequent – den Berichtszeiträumen, im dritten Teil geographischen Gesichtspunkten. Ungewöhnlich ist die Angabe des Seitenumfanges, überflüssig die des Verlags. Anstelle des xten älteren Werkes zur französischen Rechtsgeschichte hätte man sich in dieser Bibliographie einen Hinweis auf solch wichtige Darstellungen wie Uwe Wesel, *Geschichte des Rechts. Von den Frühformen bis zum Vertrag von Maastricht* (1997); Armin Wolf, *Gesetzgebung in Europa, 1100–1500. Zur Entstehung der Territorialstaaten* (1996), oder ein solch wertvolles Nachschlagewerk wie Gerhard Köblers *Lexikon der europäischen Rechtsgeschichte* von 1997 gewünscht. Die Vernachlässigung nicht französischsprachiger Bücher hätte der polyglotte und auslandserfahrene Autor (vgl. rückseitiger Buchdeckel) sicherlich nicht nötig gehabt.

Obwohl vom Autor im Vorwort ein allgemeiner Nutzen seines Werkes für die Geschichtsschreibung suggeriert wird, wendet er sich S. 20 explizit insbesondere an Studenten der Rechtswissenschaft an französischen Universitäten, die seit neuestem auch eine Grundausbildung in Rechtsgeschichte absolvieren. Vor allem aber eignet sich dieses monumentale Opus als Nachschlagewerk, und zwar aufgrund der 487 durchgezählten Einzelartikel, die alle im Inhaltsverzeichnis S. 669–689 ausgewiesen werden und das Fehlen eines Registers etwas verschmerzen lassen. Eine grobe Orientierung liefert die gelegentlich etwas übersystematisierend wirkende Gliederung in (Unter-)Teile, Kapitel, (Unter-)Sektionen und (Unter-)Paragraphen. Vor einem zugegebenermaßen sehr gewinnbringenden Durchlesen dieses Buches von der ersten bis zur letzten Seite dürfte mancher wegen der eher trockenen Thematik, einiger verpaßter Chancen zu straffender Darstellung sowie der Vorliebe des Autors für minutiöse Aneinanderreihungen von Fakten eher zurückschrecken.

Carsten WOLL, Koblenz

Jean VERDON, *Rire au Moyen Âge*, Paris (Perrin) 2001, 270 S.

Was hat das freudige Lachen eines Kleinkindes beim Anblick der Mutter gemeinsam mit dem Hohngelächter über das Mißgeschick eines Nachbarn? Läßt sich brüllendes Gelächter über obszöne Scherze vergleichen mit dem staunenden Amusement, wenn bei einem höfischen Fest singende Sirenen dem Maul eines Walfischs entsteigen? Hat das mittelalterliche Lachen über körperliche und geistige Deformation irgend etwas mit unserem zeitgenössischen Humorverständnis zu tun?

Jean Verdon breitet, bezogen auf den französischen Raum, eine Vielzahl von Erscheinungsformen des Gelächters in diversen Situationen und aus unterschiedlichen Anlässen aus. Er durchquert zeitlich das ganze Mittelalter, wechselt zwischen Milieus und Ständen, zwischen geistlicher und weltlicher Lebenssphäre, folgt den Altersstufen vom Säuglings- bis ins Greisenalter, schreitet den Jahresverlauf mit seinen Festen ab, stellt berufsmäßige Unterhaltungskünstler (Spielleute, Narren) vor und präsentiert genuin komische Literaturgenres, ihre Hauptmotive und Stilmittel. Lachende und Ausgelachte treten gleichermaßen in Erscheinung: Kleriker sticheln gegen Frauen, Frauen spotten über impotente Ehemänner, Erwachsene amüsieren sich über die Naivität von Kindern und Jugendlichen, Jüngere verhöhnen Alte.

Das Ergebnis ist ein angenehm zu lesender Überblick mit einer Fülle von Anschauungsmaterial aus Predigten, Wunderberichten, Viten und Legenden, monastischen Regeln, theologischen Traktaten, Bildschmuck in Handschriften und Kirchenräumen, Festbeschreibungen, chansons de geste, Fabliaux und Novellen sowie Theaterkomödien. Diese Spannweite hat notwendig den Preis, daß einzelne Bereiche nicht vertieft behandelt werden können. Der Leser ist hier auf die verzeichnete weiterführende Literatur verwiesen.



Jean Verdon's Ausgangspunkt ist die Prägung mittelalterlicher Weltsicht durch die christliche Heilslehre, die auch die Einstellung zum Lachen bestimmt habe. Er wendet sich gegen Vorstellungen, es habe im Mittelalter getrennte Sphären des Religiös-Kirchlichen, der Bildung, Hochkultur und Ernsthaftigkeit einerseits, des Profanen, der mehr oder weniger burlesken »Volkskultur« andererseits gegeben. Der Verfasser betont den Einfluß von Religion und Kirche auf Belustigungen verschiedenster Art, ob diese sich nun im Rahmen religiöser Feste oder außerhalb entfalteten. Fast allgegenwärtig war die Forderung, Maß zu halten – sie durchzog wie ein roter Faden die Äußerungen von Kirchenmännern über das Gelächter. Allerdings riefen nicht nur Priester und Mönche zur Zügelung der Lachlust auf, vielmehr wurde auch in weltlichen Zusammenhängen – Erziehung, höfisches Benehmen, Sozialdisziplinierung – Zurückhaltung gefordert. Den Mund aufzureißen, die Zähne zu zeigen und geräuschvoll loszuwiehern, galt vor allem für Frauen als unschicklich (vgl. den Roman de la Rose), wurde aber ebenso in der Knabenerziehung (Erasmus, Piccolomini) untersagt. Frauen und Kindern fiel, so ein verbreitetes Stereotyp, die Selbstbeherrschung angeblich besonders schwer. Ein vorbildlicher Herrscher wie König Karl V. hingegen begnügte sich mit einem Lächeln, wie Christine de Pisan berichtet. König Ludwig der Heilige fastete freitags nicht nur, sondern versagte sich an diesem Tag auch das Lachen, was ihm aufgrund seines fröhlichen Naturells nicht leicht gefallen zu sein scheint.

Wie der Ruf nach Mäßigung erkennen läßt, war die Haltung geistlicher und weltlicher Autoritäten gegenüber dem Gelächter von Ambivalenz gekennzeichnet. Sofern das Lachen nicht wie in der frühmittelalterlichen Klosterwelt rundweg abgelehnt wurde, galt es in kanalisierter Form, die seinen subversiven Charakter abschwächte, als etwas Positives, als wohltuend, gesund und nutzbringend. Selbst der Klerus bediente sich in der Seelsorge unterhaltender oder gar humoristischer Mittel, vor allem ansprechender, erheiternder Exempla, um die leicht zu ermüdenden Zuhörer stärker zu fesseln. Einige Prediger im Spätmittelalter gingen darüber hinaus bis zu Possenreißereien und Geschichten, die einzig auf das Lachen zielten (verboten durch das Konzil von Sens 1528).

Jean Verdon hält sich hinsichtlich der Periodisierung an die klassische Einteilung in Früh-, Hoch- und Spätmittelalter und greift damit gängige Positionen der Forschung über das Lachen auf. Er sieht das Gelächter im Frühmittelalter im Bereich monastischer Askese unterdrückt, da es als eine Machenschaft des Teufels galt und mit einer bußfertigen Haltung nicht vereinbar schien. Bei Hildegard von Bingen stützten theologische und medizinische Argumente dieses negative Verständnis. Der generelle Einfluß des »exemple monastique« auf weitere Bevölkerungskreise dürfte bei Verdon wohl zu hoch veranschlagt sein – eine Folge des Übergewichts der geistlich-monastisch geprägten schriftlichen Überlieferung, die hier kaum gegen den Strich gebürstet wird. Das Hochmittelalter assoziiert Verdon mit einer »Befreiung« des Lachens, vor allem des Lachens aus echter Fröhlichkeit, wie sie durch Franziskus von Assisi vorgelebt wurde. Im Spätmittelalter steigerte sich diese Lockerung bis hin zur Entfesselung, nach Verdon und anderen ein Reflex auf Bedrohung durch Pest, Hungersnöte und Krieg. (Allerdings betont der Verfasser, daß zu jeder Zeit, auch heute, gelacht wird, um Furcht zu bannen.) Dieses Bild überbordender Lachlust beruht zum großen Teil auf der spätmittelalterlichen Schwankliteratur, deren Entstehungs- und Rezeptionsbedingungen indessen genauer zu analysieren wären.

Wenn die mittelalterliche Gesellschaft in ihrer Haltung gegenüber dem Gelächter bei Jean Verdon insgesamt fast durchgehend christlich-religiös durchdrungen erscheint, so liegt dies unter anderem daran, daß ein wichtiger Aspekt, der medizinisch-diätetisch-therapeutische, fast gänzlich ausgelassen ist. Auch er dürfte im Alltagsleben vor allem der Oberschichten eine beträchtliche Rolle gespielt haben. Die Erhaltung des seelisch-körperlichen Gleichgewichts, die Vermeidung von Melancholie (einer spezifisch höfischen und herrscherlichen Krankheit) war in medizinischen Traktaten und Consilia ein wichtiger Bestandteil des Gesundheitsprogramms. Die Berührungspunkte von Religion und Medizin beim Gelächter zu



untersuchen, könnte gerade unter Einbezug schwankhafter Literatur mit ihrer Vorliebe für klerikale Witzfiguren und die Verwendung medizinischer Metaphern in obszönem Kontext aufschlußreich sein.

Cordula NOLTE, Wuppertal

Michel PASTOUREAU, *Bleu. Histoire d'une couleur*, Paris (Seuil) 2000, 215 S.

Haben Farben eine Geschichte? Vermutlich hätte man noch vor 30 Jahren eine solche Frage rundweg verneint, und manchem Beobachter mag es vielleicht auch heute noch so scheinen, als könne ein solcher Gegenstand keine wissenschaftlichen Weihen beanspruchen. Daß dem nicht so ist, belegt das vorliegende Buch von Michel Pastoureau in beeindruckender Weise.

Während in Frankreich eine Vorstellung des Autors mehr als überflüssig wäre, scheint es für den deutschsprachigen Leser nützlich zu sein, den Parcours seines intellektuellen Werdegangs zumindest kurz zu markieren. P. begann seine Beobachtungen nämlich auf zwei Gebieten, die in der deutschen Geschichtswissenschaft zu Unrecht das Dasein von Mauerblümchen fristen. Denn Sphragistik und Heraldik waren die Ausgangspunkte, von denen aus er sich der Welt der Bilder, Symbole, Farben und Vorstellungen zuwandte. Es war dann auch eine statistische Auswertung der Farbverwendung in Wappenbüchern, eine von ihm 1977 publizierte, höchst originelle und innovative Untersuchung, die ihn erstmals mit der Karriere der Farbe Blau in Berührung brachte. Denn in dieser Analyse zeigten sich sowohl regionale als auch deutliche zeitliche Unterschiede in der Frequenz des Auftauchens gerade dieser Farbe zwischen dem 13. und 17. Jh., die offenbar die Folge von einschneidenden Veränderungen der Farbenwelt waren. P. hat das methodische Problem einer Geschichte der Farben dann in mehreren kürzeren Aufsätzen systematisch eingekreist, worunter sein unter dem Titel »Et puis vint le bleu« publizierter Artikel von 1983 eigentlich bereits den Grundgedanken der vorliegenden Arbeit, den Aufstieg der Farbe Blau im 12. Jh., enthalten hat. Von diesen Arbeiten sind unverständlicherweise bis auf eine Studie zur Symbolik der Streifenmuster in der abendländischen Kultur, 1995 etwas sehr reißerisch unter dem Titel »Des Teufels Tuch« publiziert, keine weiteren Texte ins Deutsche übersetzt worden.

Nach vielen wichtigen Aufsätzen und Aufsatzsammlungen legt P. also nunmehr eine Geschichte der Farbe Blau vor. Ein Buch, das der Rezensent und alle anderen, die intensiv über Farben und Farbstoffe im Mittelalter forschen, mit Spannung erwartet haben. Hinter diesem Zugriff auf eine Einzelheit des Lebens, der leicht als essayistisch disqualifiziert werden könnte, steht dabei ein gedanklicher Entwurf von großer Überzeugungskraft. Denn vorgelegt wird hier gerade keine Addierung partikularer Phänomene im Stil der Kulturgeschichte des 19. Jhs., sondern hinter dem Text steht ein erkenntnistheoretisches Konzept. Die Prämisse von P. ist, daß Farben nur deshalb zum Gegenstand des Historikers werden können, weil sie ein soziales Phänomen sind und erst die Gesellschaft sie benennt und deutet. Im Mittelpunkt stehen bei ihm folglich nicht die Farben als naturwissenschaftliches Phänomen, sondern die Menschen, die diese Farben herstellen, gebrauchen, bewundern, beschreiben und deuten. So ist ihm Blau ein Gegenstand, um den sich ein ganzes Forschungsfeld organisieren läßt. Denn der Farbgebrauch betrifft nicht nur die Ästhetik, und Farbherstellung bedeutet nicht nur Ökonomie, sondern auch Religion, Recht, Politik und Moral werden berührt. Als deutscher Historiker muß man wohl sagen, daß es sich um einen ausgesprochen französischen Zugriff handelt, denn es erscheint, auch wenn P. es selbst nicht anführt, durchaus als möglich, die Farben den von Marcel Mauss definierten totalen sozialen Phänomenen zuzurechnen. Und das Thema liegt zweifellos an der Schnittstelle verschiedener Disziplinen, unterschiedlicher Methoden und unterschiedlicher Quellentypen, wie P. selbst schreibt: »la couleur est par essence un terrain transdocumentaire et transdisciplinaire« (S. 10).